

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 3.

Samstag, den 4. Januar 1908.

23. Jahrgang.



Wiesbaden, 3. Januar.

Am 3. Januar 1883. (Eingefandt.)

Vor 25 Jahren war's, Hochwasser rings am Rheine,
Da fuhren wir Wiesbaden zu, dem Taunus-Weisthale,
Der Zug ging langsam vorwärts nur, als sei die Bahn nicht
sicher,
Ganz Rüdesheim lag in der Flut lauflös, kein froh Geflicher,
Wie sonst, wenn eine Mädchenkar die Gassen da durch-
schwärzte,
Und wohlgenut zur Winterszeit durch Eis und Floeden
lärmte.
Uns sichtbar waren ferne nur die schneebedeckten Dächer,
Und von Natur als einzige Spur nur kahle Weidenbächer. —
Endlich Wiesbaden! — Neues Heim für die zur Ruh' Ge-
sehten,
Die damals schon sich dünkten alt und drum das Alte schätzten.
Das schwand seitdem zum großen Teil und heut' heit's nur
„das neue“
Theater, Kurhaus, das darin sich Aug und Ohr erfreue,
Rein „ästhetisch“ ist mehr zu sein in neuen Kurhausräumen,
Da soll man ohne Spiel und Tanz nicht mehr die Nacht durch-
träumen,
Das hab' ich in die weite Welt mit Anderm oft beschrieben,
Und Hof-Theater-Lektor bin ich all die Zeit geblieben
Das geht nun freilich nur noch schwach, durch schweres Ner-
venleiden,
Denn muß mit „Vierundachtzig“ ich wohl lernen mich be-
scheiden
Wiesbaden doch verdank' ich viel, um das hier zu bezugen,
Will vor der Silberjubiläum ich grüßend mich verbeugen.
Carl Steller mit Frau.

Der Sekt wird teurer. Feststribel und Sphelsterrausch
finden vorüber und mitten hinein in die verklärte und unange-
schlafene Stimmung plagt eine Nachricht, die Gewalt genug
besitzt, die von Seligkeit und Neujahrstaumel noch Trunkenen
mit einem Schlage zu ernüchtern: der Sekt wird teurer. Man
muß es als ein besonders teures Raffinement betrachten, daß
diese alle lebenslustigen Gemüter erschütternde Nachricht gerade
in den Sphelsterrausch hineinplagt und sich wie ein Mehltau
über das jugend- und neujahrstfrohe Gemüth legt. Aber trö-
stet Euch, die Ihr da schmelzet im Sekt! Für diesmal ist Euch
noch eine Gnadenfrist gegeben, damit der Schreck über die Ver-
teuerung des notwendigen Lebensmittels Euch nicht allzu sehr
übermanne. Die deutschen Sektfirmen ihren Weibern
als Neujahrsgewandte mitteilen, sind sie genötigt, die Preise
ihrer Marken unter 3.50 M. um 25 Pfennig pro Flasche vom
1. April 1908 an zu erhöhen. Wer also noch billigen Sekt
trinken will, der muß sich beeilen und das gehörige Quantum
bis zum 1. April vertilgen. Denn dann gibt es, wie gesagt, nur
noch teureren und teureren Sekt und es könnte der Fall eintre-
ten, daß man von nun an teureren Sekt trinkt, um den teureren
zu vermeiden und damit wäre die Verteuerung doch zu teuer be-
zahlt.

Neues Wiesbadener Konservatorium, Abolstraße 6 II.
Der Reinertrog des vor kurzem abgehaltenen Weihnachts-
konzertes der Schülerinnen und Schüler dieser Anstalt ergab die
Summe von 35 M., welche dem hiesigen Kinderhort als Beitrag
zur Errichtung eines warmen Mittagstisches von dem Leiter des
Instituts Herrn Direktor Franz Schreiber übergeben wurde.

Die Ortsgruppe Wiesbaden des deutschen Ostmarken-
vereins hielt am 30. Dez., abends 6 Uhr, in der „Wartburg“ unter
regier Beteiligung der Mitglieder ihre Monatsversammlung ab.
Nach Eröffnung derselben durch den Vorsitzenden, Herrn
Oberstlt. Auer von Herrmann, sprach Herr Prof.
Spamer über „Die Kolonisation des Warthe-Bruchs durch
Friedrich den Großen“. Der Redner führte ungefähr folgendes
aus: Nach dem Jährigen Kriege wurde das West der Befrei-
delung des Warthebruchs (von der Neumündung bis Küstrin)
von Friedrich dem Großen aufgenommen. Bei diesem großen
Friedenswerke war Herr von Brandenb. der Vertrauens-
mann des Königs. Die mühsamen Vorarbeiten wurden bis
1766 vollendet. Zunächst wurde nun die Warthe eingedeicht und
ihre einst feste Bett gegeben. Dann wurden die bisherigen „Re-
figer“ des Bruchs zum Wohle des Staates gewissermaßen ein-
gegründet (der Johanniterorden, Stadt Landsberg u. a.), um Raum
für die „neue Welt auf eigenem Grund“ zu schaffen. Ein Re-
chen berechnete die Kosten für die Urbarmachung und die Be-
siedelung des Warthebruchs auf 900 000 Taler, eine Summe,
die sich auch wirtschaftlich wohl bezahlt gemacht hat. Die Zahl
der angelegten Anfelder betrug etwa 13 000. Es wurden an-
gelegt 1. Volkbauern, 2. Vorwerkssolonisten, 3. die im frie-
dlichenen Deutlich sogenannten „Entrepreneurbauern“, mit wel-
chen man jedoch schlechte Erfahrungen gemacht zu haben
scheint. Die Volkbauern brachten im Durchschnitt 100–200
Taler bar Geld sowie Vieh mit, sie waren von Kronrenten
und Militärdienst befreit und bildeten fast die Hälfte aller An-
felder. Die Geschichte dieser so sehr gelungenen Siedelung
kann unsern gegenwärtigen Anfeldern in der Ostmark
vielleicht zum Vorbild dienen. — Nach diesem Vortrag ergriff
der Vorsitzende noch das Wort, um allen anwesenden und
abwesenden Mitgliedern seine persönlichen Glückwünsche zum
neuen Jahr auszusprechen, ferner aber für das Jahr 1908 einen
nationalen Wunsch warmen Ausdruck zu verleihen, von dessen
Erfüllung das Heil und Deutschbleiben dreier Provinzen ab-
hänge, nämlich dem Zustandekommen des Ostmarkengesetzes.
Der in der Kommissionierung der Regierung durch den ganz
unverhältnißmäßigen Eigensinn der Konservativen aufgeschu-
belte Komplex, wonach nur 10 Landkreise diesem Gesetz unterwer-
fen werden sollten, wäre ganz unzulänglich und widersinnig.
Denn wenn die Konservativen den Grundbesitz aufstellen, aus
national-politischen Gründen dürfte überhaupt nicht erteilt
werden, dann wäre es doch gänzlich unverständlich, wie trotzdem
für 10 Landkreise die Enteignung angenommen, dagegen für
zwei andere Provinzen, also gegen dieses Prinzip verstoßen, ab-
gelehnt würde. Im Gegenteil scheint dieses eine Verwirklichung
der Rechtsgleichheit und eine politische Veranschaulichung Ein-
zelner. Redner schloß seine Ausführungen mit dem innigen
Wunsche, daß noch in letzter Stunde der Landtag die durch den
Reichskanzler so vorzüglich begründete Regierungsvorlage im
neuen Jahr zu ihrem ganzen Umfange zum Segen des Deut-
schen Reichs durch drei Provinzen annehmen möge.

Residenztheater. Am Samstag geht zum ersten Male
„Moderne Diplomaten“ (Die Spionin) von Kurt Neudeck in
Szene. Das fesselnde Schauspiel, das bereits in Breslau mit
starkem Erfolg gegeben wurde, ist ein politisches Intrigenstück
in Scier's Art, aber modernem Stil. Die Handlung spielt
gegen Ende der achtziger Jahre a. H. der Spannung zwischen
Deutschland und Rußland und dreht sich um die gefälschten
Diplombriefe, mit denen man den Vor zum Kriege zu bringen
hoffte. — In Hauptrollen sind beschäftigt die Damen Hammer,
Deloia, Roßman, Schenk, Vorst und die Herren, Delebränge,
Bartal, Hoyer, Tschauer, Wilhelm. Die Spielleitung liegt in
den Händen des Herrn Müller. Das interessante Stück wird
Sonntag abend wiederholt, Sonntag nachmittag wird das be-
liebte französische Lustspiel „Fräulein Josette — meine Frau“
zu halben Preisen gegeben.

Vereins- und andere kleine Nachrichten.

Weihnachtsfeier der Turngesellschaft. Im
Wartburgsaal veranstaltete die Turngesellschaft am Sonntag

ihre diesjährige Weihnachtsfeier. Der zuerst von Hrl Vogel
gesprochene Prolog sowie die recht zu Herzen gehenden Worte
des Präsidenten Herrn Wolff verleihten alle Zuhörer gleich
in rechte Weihnachtsstimmung, die noch durch die prächtigen
Vorträge eines Gesangsquartetts die rechte Weib erhielt. Eine
passende Deklamation „Das alte Jahr“ brachte Hrl. Vogel re-
ichen Beifall, ebenso durften die Vereinsmitglieder die Herren
Schneider und Strauch für ihren Klavierbeitrag und späterhin
in Vereinigung mit den Herren Röderrmann, Grünbaum und
Weiß als Instrumentalquartett den besten Dank aller Anwesen-
den entgegen nehmen. Nachdem Herr Frh. Koch in bekannter
formvollendeter Weise in Gemeinschaft mit Herrn Schneider
ein Melodram „Weihnachtsengel's Erbenacht“ zu Gehör ge-
bracht hatte, konnte der Vorsitzende Herr Wolff 5 Mitglieder für
treue 25jährige Mitgliedschaft durch ein Kunstblatt auszeichnen.
Es waren die Herren Bräuer, Koch, Freund, Hoyer und Reich,
von denen Letzterer dem Vorstand für die Führung dankte und
in feinen Worten zum treuen Festhalten an der Turngesellschaft er-
mahnte. In einer sehr gelungenen Stabsgruppierung führte
dann der Turnwart Herr Wülker seine jugendlichen Turner
vor, die ihre Sache aufs Beste machten. Wenn wir noch aus
dem reichen Programm die Vorträge eines Cornet-Quartetts
erwähnen, so waren dies die Hauptnummern, mit denen die sehr
tätige Vergnügungskommission alle Anwesenden bestens be-
schäftigt hatte. Mit einer Christbaumverlosung und einem flotten
Ball schloß die Feier, die sehr besucht war, und den Beweis ge-
bracht hatte, daß die Turngesellschaft in ihrem Verein selbst über
gute Kräfte stets verfügen kann.

Der Männergesangs-Verein „Friede“ veranstaltet seine
Weihnachtsfeier am Sonntag, 5. Januar, abends 8 Uhr, im gro-
ßen Saal des Rath. Gesellenhofes, Dohlemerstraße 24. Das
Programm, welches ein vorzüglich gedachtes ist, besteht u. a.
in Konzerten, lebenden Bildern, Theater-Aufführungen, Tombola,
Ball usw. Alle Mitglieder dieses Vereins, sowie Freunde desjel-
ben sind freundlich willkommen.

Spredisaal.

Für diese Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegen-
über keine Verantwortung.

Mit anderem Maße gemessen.

Welche Freude kann man jetzt mitnichten, wenn man un-
sere liebe Jugend auf den kleinen Schlitten in den Waldungen
die paar Perlenstränge anziehen sieht! Und wie gesund ist diese Lei-
besübung in Gottes freier Natur für das heranwachsende Ge-
schlecht! Was aber jedem Bauern nie auf den armen Taunusbor-
ten und dem Speßart unentgeltlich geboten wird, daß er eine
hohle Gasse lustig im Schlitten wandeln, ist in der Weltstadt Wiesbaden mit seinen vielen Rindern dem
Kinde nicht erlaubt. Hier kostet es 50 M. pro Nachmittag.
Eine Frage an den verehrten Magistrat wäre wohl hier ge-
rechtfertigt: „Wie hoch wird sich das Reglement der Autofahrer
bei der neu zu erbauenden Autobahn Frankfurt-Wiesbaden hel-
len, welche mit Millionen unterstützt werden soll?“ Nach dem
Anlagekatalog zu urteilen, wird diese Bahn den Wiesbadener
Finanzen wieder auf die Beine helfen. Herr Finanzminister
Scholz ist vielleicht so liebenswürdig, und gibt bei seinem dem-
nächstigen Vortrag zur Aufklärung der bedrängten nicht ab-
gemäßigten Steuerzahler von hier, Aufklärung. Schade,
daß die Idee der Wiedererrichtung der Regelschulen für Ver-
gnügungsfahrzeuge, Schlitten und Autos, nicht früher gekommen
ist — vielleicht hätte sich die ominöse Weihnachtssteuer noch auf
ein paar Jahre hinstellen lassen. Ist die Regelschul-
ordnung mit dem Satz von 50 M. pro 500 M. vom Bezirksan-
schluß auf Grund des Kommunal-Abgabengesetzes vom 14. 7. 1883
genehmigt? Ihr Kinder, ich möchte Euch raten, Zahlung zu ver-
weigern und sich an die kostenlose Auskunftsstelle im Rathaus
zu wenden, aber unter allen Umständen weiter rodeln.

Ein Freund unserer fröhlichen Jugend und Feind
jeder Bevorgung.

Berliner Börse, 2. Januar 1908.

Berlin. Bankdiskont 7 1/2%, Lombardzinsfuß 9 1/2%, Privatdiskont 10%

Umrechnungsätze:			1 Frank, Lira, Lei, Peseta: 80 Pf.			1 österreichischer Goldgulden:			2 Mark, 1 Gulden österreichisch-ungarischer Währung: 1,70 Mark, 1 Krone österreichisch-ungarischer Währung: 0,85 Mark.			1 Gulden holländisch:			1 Krone schwedisch, norwegisch, dänisch:			1 1/2 Mark:			1 Rubel: 2,16 Mark.			1 Pfund Sterling: 20,40 Mark.		
Deutsche Reichsbank:			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00		
100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00			100,00								



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 3.

Samstag, den 4. Januar 1908.

23. Jahrgang.

Das Zeichen der Vier.

Einzig berechtigte Uebersetzung der weltberühmten Sherlock Holmes-Romane von Conan Doyle.
(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Beobachtung und Schlussfolgerung.

Der afghanische Feldzug, in dem so viele meiner Landsleute reiche Lorbeeren geerntet hatten, war für mich verhängnisvoll geworden. In einem der ersten Treffen, an welchem das Regiment teilnahm, zu dem ich als Militärarzt kommandiert war, erhielt ich einen Schuß ins Bein. Ich wurde nach dem Lazarett geschafft, und meine Wunde fesselte mich viele Wochen ans Krankenlager. Kaum war ich in der Genesung begriffen, als mich ein tödliches Fieber befiel, das einen großen Schwächezustand zurückließ. Nur von einer raschen Luftveränderung war Heilung zu hoffen; man hielt es daher für das Beste, mich mit dem nächsten Transportschiff wieder nach England zu befördern.

Meine Mittel waren gering, Verwandte besaß ich nicht; ich hatte mich auf der Reise einigermaßen erholt, wollte meinen Wohnsitz in London nehmen und überlegte, wie ich mich am zweckmäßigsten einrichten könne. Da kam es mir höchst erwünscht, daß ein früherer Kamerad, mit dem ich zufällig zusammentraf, mich an einen ihm bekannten Herrn wies, der eine schöne, ihm allein aber zu teure Wohnung gern mit einem passenden Gefährten geteilt hätte. Ich lernte in diesem Herrn — Sherlock Holmes ist sein Name — einen höchst eigenartigen, begabten Menschen kennen, und trotz unserer großen Verschiedenheit lebten wir uns bald vortrefflich miteinander ein.*

In der ersten Zeit zerbrach ich mir vielfach den Kopf, welchen Beruf er eigentlich verfolgte, und kam nun ganz allmählich dahinter, daß er Kriminalist sein müsse, da er häufig von Mitgliefern der Kriminalpolizei aufgesucht wurde, die sich Rat bei ihm holten. Bald verschaffte er mir jedoch selbst Gelegenheit, die geniale Methode, die er bei Untersuchung schwieriger Fälle anwandte, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er gab mir nicht nur Aufschluß über sein ganzes Verfahren, sondern wählte mich auch zum Gefährten bei seinen Forschungen, welche Licht in manche Angelegenheit brachten, die anfänglich in undurchdringliches Dunkel gehüllt schienen.

Seine Tatkraft und sein Scharfsinn, solange er die Fährte verfolgte, erfüllten mich mit Bewunderung; aber kaum war der Schlüssel des Rätsels gefunden, so schien alle Geistesfrische von ihm gewichen, und mein Freund versank in völlige Abgespanntheit.

Ihn in diesem Zustand zu sehen, war für mich äußerlich peinlich, aber noch unheimlicher erschien mir das Mittel, welches er anwandte, um seinen Trübsinn zu verschonen.

Auch heute, als wir im Zimmer beisammen saßen, langte Sherlock Holmes die Flasche von der Ecke des Kaminsimses herunter und nahm seine Induktionspfeife aus dem sauberen Leder-

etui. Mit den weißen, länglichten Fingern stellte er die feine Nadel ein, und schob seine linke Manschette zurück. Eine kleine Weile ruhten seine Augen gedankenvoll an den zahllosen Narben und Punkten, mit denen sein Handgelenk und der sehnige Vorderarm über und über bedeckt waren. Endlich bohrte er die scharfe Spitze in die Haut, drückte den kleinen Kolben nieder, und sank mit einem Seufzer innigsten Wohlbehagens in seinen samtenen Lehnstuhl zurück.

Seit vielen Monaten hatte ich diesen Hergang täglich dreimal mit angesehen, ohne mich jedoch damit auszuföhnen. Im Gegenteil, Tag für Tag steigerte sich mein Verdruß bei dem Anblick und in der Nacht ließ mir der Gedanke keine Ruhe, daß zu feige war, um dagegen einzuschreiten. So oft ich mir aber vornahm, meine Seele von der Last zu befreien, immer wieder erschien mir mein Gefährte, mit der lählen, nachlässigen Miene, als der letzte Mensch, dem gegenüber man sich Freiheiten herausnehmen dürfte. Seine großen Fähigkeiten, die ganze Art seines Auftretens, die vielen Fälle, in denen er seine außerordentliche Begabung schon vor mir betätigt hatte — das alles machte mich ihm gegenüber ängstlich und zurückhaltend.

Aber an diesem Nachmittage fühlte ich plötzlich, daß ich es nicht länger aushalten könne. Der starke Wein, den ich beim Frühstück genossen, mochte mir wohl zu Kopfe gestiegen sein, vielleicht hatte mich auch seine umständliche Manier ganz besonders gereizt.

„Was ist denn heute an der Reihe,“ fragte ich lähn entschlossen, „Morphium oder Cocain?“

Er erhob die Augen langsam von dem alten Folianten, den er er ausgeklappt hatte.

„Cocain,“ sagte er, „eine Lösung von sieben Prozent. Wünschen Sie's zu versuchen, Doktor Watson?“

„Wahrhaftig nicht,“ antwortete ich ziemlich barsch. „Ich habe die Folgen des afghanischen Feldzugs noch nicht verwunden und kann meiner Konstitution dergleichen nicht zumuten.“

Er lächelte über meine Festigkeit. „Vielleicht haben Sie recht, der physische Einfluß ist vermutlich kein guter. Ich finde aber die Wirkung auf den Geist so vorzüglich anregend und klärend, daß alles andere dagegen von geringem Belang ist.“

„Aber überlegen Sie doch,“ mahnte ich eindringlich, „berechnen Sie die Kosten! Mag auch Ihre Hirntätigkeit belebt und erregt werden, so ist es doch ein widernatürlicher, krankhafter Vorgang, der einen gesteigerten Stoffwechsel bedingt und zuletzt dauernde Schwäche zurücklassen kann. Auch wissen Sie ja selbst, welche düstere Reaktion Sie jedesmal befällt. Wahrlich, das Spiel kommt Ihnen zu hoch zu stehen. Um eines flüchtigen Vergnügens willen heben Sie sich dem Verlust der hervorragenden Fähigkeiten aus, mit denen Sie begabt sind. Ich sage Ihnen das nicht nur als wohlmeinender Kamerad, sondern als Arzt, da ich mich in dieser Eigenschaft gewissermaßen für Ihre Gesundheit verantwortlich fühle. Bedenken Sie das wohl!“ —

*) Anmerkung: Dem Leser des vorhergehenden Bandes unserer Kriminalromane sind diese Beziehungen zwischen Holmes und Watson schon bekannt.

Er schien nicht beleidigt. Seine Ellenbogen auf die Armlehnen des Stuhles stützend, legte er die Fingerspitzen gegeneinander, wie jemand, der sich zu einem Gespräch anstellt.

„Mein Geist“, sagte er, „empört sich gegen den Stillstand. Geben Sie mir ein Problem, eine Arbeit, die schwierigste Geheimchrift zu entziffern, den verwickeltesten Fall zu enträtseln. Dann bin ich im richtigen Fahrwasser und kann jedes künstliche Reizmittel entbehren. Aber ich verabscheue das nackte Einerlei des Daseins; mich verlangt nach geistiger Aufregung. Das ist auch die Ursache, weshalb ich mir einen eigenen, besondern Beruf erwählt oder vielmehr erschaffen habe; denn ich bin der Einzige meiner Art in der Welt.“

„Der einzige, nicht angestellte Detektiv?“ — fragte ich mit ungläubiger Miene.

„Der einzige, nicht angestellte, beratende Detektiv“, entgegnete er. „Ich bin die letzte und sicherste Instanz im Detektivfach. Wenn Gregson, oder Lestrade, oder Athelney Jones auf dem Trocknen sind — was, heiläufig gesagt, ihr normaler Zustand ist — so wird mir der Fall vorgelegt. Ich untersuche die Tatsachen als Kenner und gebe den Ausspruch des Spezialisten. Mein Name erscheint in keiner Zeitung, ich beanspruche keinerlei Anerkennung. Die Arbeit an sich, das Vergnügen ein angemessenes Geld für meine besondere Gabe der Beobachtung und Schlussfolgerung zu finden, ist mein höchster Lohn. — Uebrigens bin ich nicht ganz genug unbekannt; meine kleinen Schriften werden sogar jetzt ins Französische übertragen.“

„Ihre Schriften?“

„Oh, wußten Sie es nicht?“ rief er lachend. „Sie behandeln lauter technische Gegenstände. — Hier ist z. B. eine Abhandlung „Ueber die Verschiedenheit der Tabaksorten“. Ich zähle da hundert und vierzig Sorten auf: Rauchtabak, Zigarren und Zigaretten, deren Asche sich unterscheiden läßt, wie Sie aus den beigebrannten, farbigen Tafeln ersieht. Vor Gericht ist das oft von der größten Bedeutung. Wenn man z. B. mit Bestimmtheit sagen kann, daß ein Mord von einem Manne verübt worden ist, der eine indische Luntah rauchte, so wird dadurch offenbar das Feld der Untersuchung wesentlich beschränkt. Für das geübte Auge unterscheidet sich die schwarze Asche der Trichinopoly-Zigarre von den weißen Fasern des Birds Eye-Tabaks wie ein Kohlkopf von einer Kartoffel.“

Sie haben ein außerordentliches Genie für kleine Nebendinge“, bemerkte ich.

„Ich erkenne ihre Wichtigkeit. — Hier ist ferner mein Aufsatz über die Erforschung der Fußspuren, mit Anmerkungen über den Gips als Mittel, die Abdrücke zu bewahren. Dies hier ist ein kleines, merkwürdiges Schriftchen über den Einfluß des Handwerks auf die Form der Hand, mit Abbildungen der Hände von Dachdeckern, Schiffern, Zimmerleuten, Schriftsehern, Webern und Diamantschleifern. Das ist von großem praktischem Interesse für den wissenschaftlichen Detektiv, besonders wo es sich um die Erkennung von Leichen oder um die Vorgeschichte der Verbrecher handelt. — Aber ich langweile Sie mit meinem Stedenpferde.“

„Durchaus nicht“, erwiderte ich eifrig. „Ich interessiere mich sehr dafür, seit ich Gelegenheit hatte, Zeuge seiner praktischen Anwendung zu sein. Sie sprachen soeben von Beobachtung und Schlussfolgerung, sind diese nicht in gewissem Grade gleichbedeutend?“

„Um — kaum.“

Er lehnte sich behaglich in den Lederstuhl zurück und blies dicke blaue Wollen aus seiner Pfeife. „Die Beobachtung zeigt mir z. B., daß Sie heute früh in der Wigmore-Strasse auf der Post gewesen sind, aber die Schlussfolgerung läßt mich wissen, daß Sie dort ein Telegramm aufgegeben haben.“

„Richtig! Beides trifft zu“, rief ich. „Aber wie in aller Welt haben Sie das herausgebracht? Der Gedanke kam mir ganz plötzlich, und ich habe keiner Seele etwas davon gesagt.“

„Das ist lächerlich einfach“, sagte er, vergnügt über mein Erstaunen, „und erklärt sich eigentlich ganz von selbst; es kann jedoch dazu dienen, die Grenzen der Beobachtung und der Schlussfolgerung festzustellen. — Die Beobachtung sagt mir, daß ein kleiner Klumpen rötlicher Erde an Ihrer Fußsohle klebt. — Nun wird aber gerade beim Postamt in der Wigmore-Strasse das Pflaster ausgebessert, und dabei ist die ausgeworfene Erde vor dem Eingang zu liegen gekommen. Diese Erde hat eine absonderliche, rötliche Färbung, wie sie, soviel ich weiß, sonst nirgends in der Umgegend vorkommt. Das ist die Beobachtung. Das Uebrige ist die Schlussfolgerung.“

„Und wie folgerten Sie das Telegramm?“

„Je nun, ich wußte natürlich, daß Sie keinen Brief geschrieben hatten, da ich den ganzen Morgen Ihnen gegenüber gesessen habe. In Ihrem offenen Kist dorthin liegt auch noch ein Vorrat von Briefmarken und Postkarten. Wozu könnten Sie also auf die Post gegangen sein, außer um eine Depesche aufzu-

geben? — Räumt man alle andern Faktoren fort, so muß der, welcher übrig bleibt, den wahren Sachverhalt zeigen.“

„In diesem Fall trifft das zu“, erwiderte ich nach einigem Bedenken. „Die Lösung war allerdings höchst einfach. Ich möchte jedoch Ihre Theorie einmal einer strengeren Probe unterwerfen, wenn Sie das nicht unbescheiden finden?“

„Im Gegenteil“, versetzte er, „es wäre mir sehr lieb; wenn Sie mir irgend ein Problem zu erforschen geben, brauche ich heute keine zweite Dosis Cocain zu nehmen.“

„Ich habe Sie einmal behaupten hören, daß der Mensch den Gegenständen, welche er im täglichen Gebrauch hält, fast ausnahmslos den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückt, so daß ein geübter Beobachter an den Sachen den Charakter ihres Eigentümers zu erkennen vermag. Nun habe ich hier eine Uhr, die mir noch nicht lange gehört. Würden Sie wohl die Güte haben, mir Ihre Meinung über die Eigenschaften und Gewohnheiten des früheren Besitzers zu sagen?“

Ich reichte ihm die Uhr, nicht ohne ein Gefühl innerer Beustigung. Die Aufgabe war nach meinem Bedürfnis unlösbar; ich wollte ihm damit nur eine kleine Lehre geben wegen des allzu anmaßenden Tons, den er zuweilen annahm. Er wog die Uhr in der Hand, blickte scharf auf das Zifferblatt, öffnete das Gehäuse und untersuchte das Werk; erst mit bloßen Augen, dann durch ein starkes Vergrößerungsglas. Als er endlich mit entmutigtem Gesicht die Uhr wieder zuschnappte und mir zurückgab, konnte ich mich kaum des Lächelns enthalten.

„Da gibt's nur wenige Anhaltspunkte“, bemerkte er. „Die Uhr ist neuerdings gereinigt, was mich um die besten Merkmale bringt.“

„Ganz recht“, erwiderte ich. „Sie wurde gereinigt, ehe man sie mir sandte.“

Holmes brauchte diesen schwachen Vorwand offenbar nur, um seine Niederlage zu verdecken. Was für Anhaltspunkte hätte er denn bei einer nicht gereinigten Uhr finden können?

„Die Untersuchung ist zwar unbefriedigend, jedoch nicht ganz erfolglos“, fuhr er fort, während er mit glanzlosen Augen träumerisch nach der Stuhendecke starrte. „Ihre ich nicht, wenn ich sage, daß die Uhr Ihrem älteren Bruder gehört hat, der sie von Ihrem Vater erbt.“

„Sie schließen das ohne Zweifel aus dem S. W. auf dem Deckel?“

„Ganz recht. Das S. W. deutet Ihren eigenen Namen an. Das Datum reicht beinahe fünfzig Jahre zurück, und der Namenszug ist so alt, wie die Uhr. Sie ist also für die vorige Generation gemacht worden. Werksachen pflegen auf den ältesten Sohn überzugehen, der auch meistens den Namen seines Vaters trägt. Da Ihr Vater, soviel ich weiß, seit vielen Jahren tot ist, hat Ihr ältester Bruder die Uhr seitdem in Händen gehabt.“

„Soweit richtig“, sagte ich. „Und was wissen Sie sonst noch?“

„Er war sehr lieberlich in seinen Gewohnheiten — lieberlich und nachlässig. Er kam in den Besitz eines schönen Vermögens, brachte jedoch alles durch und lebte in Dürftigkeit. Zuweilen verbesserte sich seine Lage auf kurze Zeit, bis er endlich dem Trunk verfiel. Das ist alles, was ich erfahren kann.“

Ich sprang bestigt erregt vom Stuhl auf und hinkte im Zimmer auf und ab.

„Das ist Ihrer unwürdig, Holmes!“ rief ich, um meiner Erbitterung Luft zu machen. „So etwas hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Sie haben Erkundigungen eingezogen über die Geschichte meines unglücklichen Bruders und geben jetzt vor, Ihre Kenntnis auf irgend eine abenteuerliche Weise erlangt zu haben. Sie können mir unmöglich zumuten, daß ich glauben soll, Sie hätten dies alles aus der alten Uhr gelesen! Ihr Benehmen ist höchst rücksichtslos und streift, gerade herausgesagt, an Gaufelei.“

„Entschuldigen Sie mich, bitte, lieber Doktor“, erwiderte er freundlich. „Ich habe die Sache nur als ein abstraktes Problem angesehen und darüber vergessen, daß dieselbe Sie persönlich angeht und Ihnen peinlich sein könnte. Ich versichere Sie, ehe Sie mir die Uhr reichten, wußte ich nicht einmal, daß Sie einen Bruder hätten.“

„Aber wie in aller Welt sind Sie denn zu diesen Tatsachen gekommen, die durchaus richtig sind — in allen Einzelheiten?“

Wirklich! Nun, das ist zum Teil nichts als Glück. Ich hielt mich an die Wahrscheinlichkeit und erwartete durchaus nicht, es so genau zu treffen.“

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Ein liebeleeres Menschenleben
Ist wie ein Quell, verlegt im Sand,
Weil es den Weg zum Meer nicht fand,
Wohin die Quellen alle streben.

Kostenloß.

Au Tal.

Erzählung von E. Kolfs.

(Nachdruck verboten.)

Es ist ein gar armes Buble, der Seppel des Holzer-Jackl. Gefähmt von Kindesbeinen an, nicht imstand, selbständig nur einen Schritt zu tun. Traurige, große, schwarze Augen stehen in einem schmalen, blassen Gesicht. Die mageren Händchen können nicht einmal spielen, so weß und kraftlos, wie sie sind. Arme Leute sind die Eltern. Mühseliges Tagwerk bringt knapp den Lebensunterhalt, das, was der genügsame Gebirgler darunter versteht: Eine dürftige, rauchige Hütte, ärmlichste Kleidung, tägliche Nahrung, zur Hauptsache bestehend aus oft steinhartem Brot, aus Ziegenkäse und, wenn's hoch kommt, aus einem Schmarren. Ein weitverlassenes Dörflein ist's, wo der Jackl mit den Seinen lebt, weit oben in den Bergen, die es so eng umklamern, daß nur an den längsten Tagen die Sonne es bescheint. Der Jackl muß, will er Arbeit finden, schon ein tüchtig Stück zu Tal steigen. Warum er dableibt in dem traurigen Dörflein, der Jackl? Nun, es ist doch die Hütte, in der schon sein Vater und sein Großvater, und vorher dem sein Vater, gehaust haben. Und leben sie nicht alle so, die Nachbarn ringsum? Schlecht und recht. Und haben sie nicht ihre starken Glieder, die allen Unbilden des Hochgebirges Trotz bieten? Die Jungen wenigstens. Die Alten, die brauchen ja nichts weiter, als einen warmen Platz am Herd. Die sind zufrieden, ausruhen zu können, und das können sie so gut hier, als anderswo.

Der Holzer-Jackl hat ein ganzes Häuflein Kinder, alle gesund und kräftig wie die Eltern. Nur der Seppel ist aus der Art geschlagen, der arme Krüppel. Vater und Mutter sind immer gut gegen ihn. Die anderen Kinder kriegen ihre Prügel, weil das einmal so sein muß, und Bärtlichkeiten gibt's keine. Denn sie sind ja gesund. Den Seppel streichelt und küßt die Mutter, sonst ein rauhes Weib, doch je zuweilen, und der Vater trägt ihn auf seinen starken Armen im Winter zur Schule. Mit dem Schreiben will's nicht gehen; die Fingerchen sind zu schwach. Aber das Lesen begreift der Seppel bald. Und damit ist dem armen Bübl gar wohl getan. Der Herr Kaplan, der manchmal ins Dörflein kommt, bringt dem Seppel, dessen Hilflosigkeit ihn erbarmt, einmal ein Buch mit. „Robinson Crusoe“, so heißt's, und es ist ein arg schönes Buch. Der Seppel kennt bald nichts Schöneres mehr. Gewiß hat ihm die liebe Mutter Gottes selbst das Buch geschickt! Im Winter kann er nicht drin lesen, weil's zu finster für seine schwachen Augen in der Hütte ist, die oft monatelang im Schnee steckt. Aber wenn der späte Frühling in die Berge kommt, und der kurze Sommer, dann sitzt der Seppel vor der Tür und buchstabiert Seite um Seite und freut sich an den vielen schlichten Bildern, die ihm ebensoviel Wunder und Offenbarungen sind. Der Robinson ist bald sein bester Freund. Einen ordentlichen Respekt hat er vor ihm, der auf seiner wüsten Insel doch lange nicht so hilflos ist, wie der arme Seppel mitten unter den Leuten. Ja, der ist halt gesund, der Robinson! Das Buch legt der Seppel nachts unter sein Kissen, und am Morgen greift er schnell danach, ob's auch noch da ist. Und wenn er nicht schlafen kann vor Schmerzen in seinem armen Körper, dann tröstet ihn der Gedanke an das Buch. Einmal an einem hellen langen Sommersonntag, der freilich immer noch kurz genug ist zwischen den hohen Bergen, trägt ihn der Vater, weil der Seppel gar so schön bittet, auf schmalen steinigem Pfad weit weg von der Hütte an ein Plätzchen, von dem aus man einen Kirchthum sieht und grüne Matten und einen blauen See. Als der Seppel dort sitzt unter der krüppeligen Kiefer, an die er seinen schwachen Rücken lehnt, und als das Bild sich vor ihm aufstut, da packt ihn eine gar heftige Sehnsucht. Was er schaut, ist doch nur ein kleines

Stück Tal. Der Robinson hat viel, viel weiter schauen können. Von seiner Insel aus hat er immer das unendliche Meer um sich gehabt und über sich den weiten, weiten Himmel. Und keine zerklüfteten Berge haben ihm den Blick gehemmt. Trotz solcher sehnsüchtigen Gedanken kann sich der Seppel nicht satt sehen an dem Stückchen Tal. Als ein aufsteigender Nebel es einhüllt, hätte er laut aufweinen mögen. Was dem Aelpler von Kindesbeinen an die arme Heimat lieb macht: das Hüten der Geißen, das Edelweißbroden unter Mähern und Gefahren, ein fröhlicher Fuchzer auf erklimmtem Grat, das Beschleichen der schönen Gemse, das Ausnehmen eines Nestes voll junger Adler — von all diesen Heimatsfreuden kennt der Seppel nichts. Ihm dünkt's, im Tal müsse das Glück wohnen. Der Kirchthum, die Matten, der See, immer noch hoch gelegen für den Bewohner der Ebene, sind ihm das Tal. Nur jedem hellen Sonntag im Sommer bittet er den Vater, ihn hinauszutragen unter die Kiefer. Aber einmal überrascht ein böses Wetter das Buble, und es liegt nachher wochenlang im Fieber. Da tut's der Jackl nicht mehr. Der Seppel hat wieder nur sein Buch und seine Sehnsucht, zu Tal zu kommen. Die verzehrt ihn fast. Alle können sie zu Tal. Der älteste Bruder ist in der weiten Welt draußen auf Arbeit. Die große Schwester dient schon lange bei einem Krämer im nächsten Flecken. Der Vater kann sie nicht alle ernähren. Mit den Kleinen geht die Mutter zur Messe den stundenweiten Weg hinunter ins Kirchdorf am See. Der Seppel kann nicht mit. Er muß immer still sitzen mit seiner Sehnsucht, zu Tal zu kommen. Es ist wie eine fixe Idee beim Seppel. Aber ganz fest verschließt er sie in sich, seine Sehnsucht. Sie täten ihn wohl schon auslachen, wüßten sie, was für gar närrische Gedanken er hat, er, der Krüppel, der nicht allein bis vor die Hütte kommt. Im Winter schläft die brennende Sehnsucht allgemach ein. Da sind sie alle beisammen in der spärlich erleuchteten Hütte. Der Vater schnitzt allerlei Kram aus Birbelholz, den im Frühling der Händler um ein paar Gulden holt.

So ein langer Winter ist wieder einmal vorbei. Der Jackl geht wieder zu Tal, und eines Tages kommt der Händler und macht sein Geschäft mit der Mutter. Als er fort ist, entdeckt der Seppel, daß der Mann ein bedrucktes Blatt hat liegen lassen. Gierig greift er danach — es gibt in der Hütte so wenig Gedrucktes. Er liest und liest, und das Herz klopft ihm schneller, und seine blassen Wangen röten sich. Er liest, daß heutzutage auch die Krüppel gehen lernen können an künstlichen Maschinen. Abgebildet sind da sogar welche, und das Haus dabei, das schöne Haus, wo der Wundermann wohnt, der die Lahmen gehen läßt! O, wie's dem Seppel da zumut wird. Wie seine Sehnsucht wächst, zu Tal zu kommen und gehen zu lernen bei dem Wundermann! Und wenn man das erst kann, dann kann man auch immer weiter, bis aufs Schiff, wie Robinson, und über einem spannt sich der weite, weite Himmel, bis ans Ende der Welt! Aber freilich erst zu Tal! Der Seppel zermartert sich das Hirn, um ein Mittel zu finden. Vergebens. Es müßt' eben schon ein Wunder geschehen. — Ein heller klarer Sonntagmorgen. Der Seppel sitzt allein vor der Hütte. Die Eltern sind mit den Kleinen hinunter ins Kirchdorf. Es ist Maria Himmelfahrt heut. Durch die tiefe Stille bringt's ganz von fern wie leiser Glorion an das Ufer des blauen Sees. Oder bildet er sich's nur ein? In der Stille könnt' er nun träumen nach Herzenslust. Vom Tal, wo das Glück wohnt. Wenn er nur nicht die argen Schmerzen hätte! Der ganz zerlesene Robinson liegt neben ihm. Er schlägt das Buch jetzt nicht mehr so oft auf, weil er's doch schon fast auswendig kann. Das Zeitungsblatt trägt er, vielfach zusammengebrochen, immer in seiner Tasche. Des Seppels Gesicht ist seit dem letzten Winter ganz klein geworden und schier durchsichtig. Die Augen haben einen so traurigen Blick, und er ist zu matt, die schwarzen Waden, die ihm in die Stirn fallen, zurückzustreichen. Seit der letzten Nacht tut's ihm so weh beim Husten — er hat immer Husten jetzt. Und so heftig klopft ihm das Herz. Er hat's der Mutter nicht geklagt, sonst hätte er in der Hütte bleiben müssen. Und drinnen kann er nicht so schön träumen. Vom Tal! Vom unendlichen Meer — vom weiten, weiten Himmel! Sehnsüchtig richten sich die traurigen Augen nach dem Stückchen Blau dort oben, aber sogleich sinkt der müde Kopf wieder auf die

Brust. Es tut so weh. Es sticht tief innen. Der Seppel magt nicht zu husten, aus Angst, es könnte noch mehr weh tun. Eine Weile sitzt er ganz regungslos. Vielleicht, wenn er sich gar nicht rührt, daß es dann besser wird. Er möchte so gern noch einmal in der Zeitung lesen, alles was besteht von den Krüppeln, denen im Tal geholfen werden kann. Ach, könnt' er zu Tal! Aber da müßt' schon ein Wunder geschehen, ein völliges Wunder. Da müßt' schon die Mutter Gottes selber kommen und ihren Mantel um ihn schlagen, und ihre Flügel ausbreiten und ihn hinabtragen. Aber die Mutter Gottes trägt die Kinder nur in den Himmel. Auf einem bunten Bildchen — seine Schwester hat's von ihrer Firmgobel*) gekriegt — hat er's gesehen, wie die Mutter Gottes mit einem feinen weißen Kindlein in die Wolken schwebt, aufwärts! Und er möchte doch zu Tal! So still, so still ist's um den Seppel. Die Stille hat ihn wohl gar eingeschlafert. Nein — der Kopf fährt jach in die Höh' — aus der schwachen Brust ringen sich gurgelnde Laute, und ein Blutstrom quillt zwischen den Rippen hervor. Ein paar tiefe Atemzüge — es ist vorüber. Das Wunder ist geschehen. Nach drei Tagen bringen sie den Seppel zu Tal, ins Kirchdorf, wo die kleine Berggemeinde ihre Toten bestattet. Ob der arme Seppel nun in unbegrenzte Fernen schaut?

*) Godel = Patin.



Der verspätete Zug.

Ein Trauerspiel in zwei Szenen und zwei Briefen.

Erste Szene: Ein ländlicher Bahnhof. Zeit 8 Uhr vormittags. Eine junge Dame sitzt auf dem Bahnsteig und wartet auf den Zug; offenbar aber auch noch auf etwas anderes, denn sie blickt fortgesetzt nach dem Zugang. Nach fast einstündiger Verspätung kommt der Zug. Die junge Dame wirft einen sehnächtigen Blick rückwärts, steigt dann ein, und man sieht sie noch am Kupefenster stehen, das Taschentuch an die Augen gepreßt.

Zweite Szene: Schlafzimmer eines jungen Mannes. Zeit wie oben. Der Wecker ertönt, und der Jüngling erwacht aus tiefem Schlaf. Er gähnt, reißt sich die Augen, schielt nach der Uhr und brummt: „Donnerwetter, acht Uhr, und ich habe Bella fest versprochen, am Bahnhof zu sein! Aber jetzt ist's ja doch zu spät, also schlafen wir noch einmal!“

Erster Brief. Liebe Bella! Es fehlt mir an Worten, um Dir zu sagen, wie leid es mir tut, daß ich Dich nicht noch einmal am Bahnhof treffen konnte. Ich hatte am Abend vorher sehr lange zu tun und war todmüde, als ich mich nach ein Uhr zu Bett legte. So kam es, daß ich die Zeit verschief und erst um 1/8 Uhr erwachte. Rasch warf ich mich in meine Kleider, und ohne Frühstück stürzte ich zum Bahnhof. Wer ach, ich sah den Zug, der mein Liebste davontrug, gerade noch um die nächste Kurve verschwinden. Tief betrübt Dein Hans.“

Zweiter Brief. „Herrn Hans Hüger! Der Zug verließ den Bahnhof erst um 8 Uhr 50. Beifolgend den Verlobungsring mit Dank zurück. Bella.“



Voltaire's Freund. Eines Tages begegnete Voltaire vor dem Tore seines Landhauses zu Fresny seiner Milchfrau, die eben mit ihrem Eshwägelchen vor seiner Tür hielt. „Das ist ein recht dummes Tier,“ sagte er, auf den Esel deutend, „denn jedesmal, wenn ich ihn sehe, fängt er an zu schreien.“ — „Ja, ja, Herr Voltaire, da haben Sie ganz recht,“ versetzte die Frau, „jedesmal, wenn er Freunde trifft, da geht ihm das Herz auf und der Mund über.“

Von den Ansängen der französischen Wagnerbegeisterung. Der französische Journalist Paul Biardot kommt in seinen „Erinnerungen“ u. a. auch auf die Entwicklung des musikalischen „Snobismus“ in Frankreich zu sprechen und berührt dabei auch die Zeiten, da die französische Wagnerbegeisterung noch in ihren ersten Anfängen stand. „Die große Wagnerbewegung“, schreibt Biardot, „rief den musikalischen Snobismus ins Dasein. Nachdem Wagner endgültig den großen Männern eingereicht war, mußte er auch von allen verstanden werden; als ob nicht just das die Beigabe des Genies ist, nur von den wenigen Ausgewählten erkannt zu werden. Aber alle Welt zählte sich diesen Ausgewählten zu, und durch diese Einbildung kamen verblüffende Dummheiten zutage. Im Jahre 1893 fanden in der Großen Oper zwei Matinéen statt, in denen Raoul Pugno und Debussy auf zwei Klavieren das „Rheingold“ zum Vortrag brachten. Der Darbietung ging eine bedeutsame Conference von Catulle Mendès voraus. Später hörte ich hinter mir eine Dame beim Verlassen ihrer Loge äußern: „Es ist doch jammerschade, daß Herr Wagner nicht auf den Einfall kam, das für Orchester zu schreiben.“ Während der herrlichen Tristanaufführungen, die Lamoureux im „Nouveau Théâtre“ dirigierte, hatte ich eines Abends zwei sehr elegant angezogene Herren als Nachbarn. Ach, welch herrliche Steine an jedem Finger! und wie sorgsam liebten sie den blonden Schnurrbart. Und die Augen blickten in zarter Dästerheit, ach, wie zart und düster. . . . Nach der ersten Note kamen aber bereits die Zwischenrufe, die Krämpfe, die unerhörten Aeußerungen, die Unverschämtheiten. In der Mitte des ersten Aktes bereits konnten sie nicht mehr; im zweiten stärkten sie sich durch ein gutes Schlummerständchen; im dritten waren sie verschwunden. . . .“

Ein praktischer Verleger. Der Amerikaner ist bekanntlich im allgemeinen ein eifriger Zeitungsleser, und jeder, der es nur irgend erschwingen kann, hält sein „Paper“. Große Schwierigkeiten verursacht es aber den Verlegern im Westen, ihre meistens aus Landleuten bestehenden Abonnenten während des Sommers festzuhalten. Die Landwirte haben dann im Felde zu tun und lassen so lange Zeitung Zeitung sein. Ein findiger Verleger kündigte deshalb seinen Abonnenten an, daß er während der heißen Zeit nur die erste Seite seines Blattes mit den wichtigsten Mitteilungen füllen, die übrigen drei Seiten aber statt mit Lesestoff mit Fliegengift versehen würde. „Auf diese Weise,“ schreibt er, „raube ich meinen geehrten Lesern nicht die Zeit, sondern verseehe sie statt dessen mit einem Mittel zur Vernichtung des schädlichen Insektes, das unsere Landbewohner in so hohem Grade belästigt.“ Der Verleger machte ein großes Geschäft, und die Leser sollten im hohen Grade mit der sommerlichen Umgestaltung des Blattes zufrieden gewesen sein.



Humor.

Auch eine Auffassung. A: „Die Franzosen müssen gräßlich dumme Menschen sein!“

B: „Wieso? Ich habe mir immer sagen lassen, daß sie im allgemeinen sehr geistig sind.“

A: „Glauben Sie das ja nicht, sie sind furchtbar schwer von Begriff.“

B: „Und woraus schließen Sie das?“

A: „Nun, ich bin in der Schule immer der Beste im Französischen gewesen, und als ich kürzlich in Paris war, verstand kein Mensch, was ich sagte.“

Uebertumpft. Erster Junge: „Dein Vater muß ein schrecklich geiziger Mann sein. Er ist Schuhmacher und läßt dich so schlechte Stiefel tragen!“

Zweiter Junge: „Na, weißt du, dein Vater muß noch viel geiziger sein, er ist Zahnarzt, und dein kleines Brüderchen hat erst einen Zahn.“

Eben deshalb. Spaziergänger, der einen Knaben eifrig angeln sieht: „Na, mein Junge, wieviel Fische hast du denn gefangen?“

Knabe: „Gar nicht zu zählen!“

Spaziergänger, nachdem er näher hingesehen: „Aber Junge, du lägst ja! Du hast überhaupt noch keine gefangen!“

Knabe: „Gen deshalb!“